

unverzichtbar erachtet wird. Schon die Titelbilder sind aufschlußreich: In mühsamer Handarbeit reparieren und befestigen Arbeiter das Donauufer; heute ist man wieder dabei, die Ufer zu «renaturieren», Altwasser zu «aktivieren» usw. Das zweite Bild: Arbeit im Büro an Computern. Wie wird man wohl in einigen Jahren darüber denken, daß man heute meint, man müsse alles und jedes in einem unsäglichen Aufwand mit unzähligen Daten planen, beweisen, kontrollieren, dokumentieren usw.?

Notwendige Schutzmaßnahmen gegen Hochwasser waren offenbar das wichtigste Betätigungsfeld in der ersten Zeit, und die dafür zuständigen Bediensteten waren der Straßenbauverwaltung zugeordnet. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg gehörten die Wasserwirtschafts- und die Straßenbauämter untrennbar zusammen, auch wenn die Bezeichnungen in Baden und Württemberg unterschiedlich waren und hin und wieder wechselten. Vielleicht ist diese Zusammengehörigkeit der Grund dafür, daß über Jahrzehnte hinweg bei Straßen und Gewässerläufen offenbar die gleichen Standards galten: wie im Buch mit etlichen Bildern und Planskizzen gezeigt, war es lange Zeit das Bestreben, Gräben, Bäche und Flüsse möglichst gerade und übersichtlich zu machen. Das soll kein Vorwurf sein, nur der Versuch einer Erklärung, wieso die Wasserwirtschaftsverwaltung von den 200 Jahren, die ihre Geschichte nun währt, rund 180 Jahre grundsätzlich gegen die Natur gearbeitet hat, bis man in der jüngsten Vergangenheit erkannt oder – vielleicht besser – akzeptiert hat, daß alle Maßnahmen am Wasser nur Bestand haben können, wenn man die Natur des Wassers berücksichtigt! Einige wenige Vordenker wie der Coautor Fritz Bürkle haben allerdings, – das soll hier anerkennend erwähnt werden –, gegen alle Zeitströmungen dem naturnahen Wasserbau schon lange das Wort geredet!

Beim Durchblättern des reich bebilderten Buches fällt auf, daß die Wasserwirtschaftsverwaltung mehr Einfluß auf das Aussehen der Landschaft hat, als man dies vielleicht gemeinhin denkt: Es gibt kaum einen Bach, kaum einen Fluß, an den im Lauf der Zeit nicht Hand angelegt worden ist; Bachverbau, Rückhaltebeckenbau, Dränagen, Be- und Entwässerungen, Wasserversorgung, Flurbereinigung, Feldwegbau und manches mehr haben das Bild unserer Kulturlandschaft maßgeblich geprägt. Und wenn anhand zahlreicher Bildvergleiche (z. B. Seite 137, 210 ff.) nachzuweisen versucht wird, daß frühere Eingriffe im Lauf von Jahrzehnten vernarben und heute «ganz ordentlich» aussehen, so kann das doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Natur mit großem Aufwand gezähmt worden ist und dabei ihre Vielfalt und ihren ursprünglichen Reiz eingebüßt hat. Auch dies ist kein Vorwurf, denn die Maßnahmen wurden ja nicht als Selbstzweck geplant und ausgeführt, sondern vor dem Hintergrund, die Landschaft für die Grundeigentümer möglichst nutzbringend zu gestalten.

In den letzten Jahrzehnten nun ist die Wasserwirtschaftsverwaltung zu einer Fachverwaltung ausgebaut worden, die umfassend zu arbeiten versteht: Grund- und Quellwasser wird zu Trinkwasser, dieses wird zu Abwasser. Da ist es unabdingbar, überall Vorsorge zu treffen, die Kreis-

läufe zu kontrollieren, Ansprüche an Gewässer zu regeln und schließlich überall mahndend einzuschreiten, wenn mit Wasser umgegangen wird, als stünde es beliebig zur Verfügung. Kurzum: Die Wasserwirtschaftsverwaltung ist – besser: war! – eine ganzheitliche Umweltverwaltung, die einen Wandel durchgemacht hat, den man vielleicht so umschreiben kann: Vom «Schutz des Menschen vor dem Wasser» zum «Schutz des Wassers vor dem Menschen». Vielleicht war es gerade dieser Wandel, der dazu geführt hat, daß diese Verwaltung im Augenblick nicht in die Politik paßt und in einem hochhoffiziellen Gutachten über die Möglichkeiten zur Beschleunigung von Bebauungsplänen als «störende Verwaltung» bezeichnet worden ist! Deshalb ein heute, mehr als vier Jahrzehnte nach seiner Entstehung nach wie vor zutreffender Satz (S. 134) zum Schluß: *Vielleicht kommt einmal die Zeit, in der man unserer Generation leichter verzeihen würde, wenn sie 20 % weniger Wohnungen gebaut und dafür sich der wichtigsten wasserwirtschaftlichen Aufgaben angenommen hätte.*

Rolf Weinhard

K. DOBAT u. a.: **Die Linkenboldshöhle bei Onstmettingen.** (So war es in Onstmettingen, Heft 12). Albstadt 1994. 107 Seiten mit 46 Abbildungen, davon 14 farbig, 3 Tabellen, Albstadt 1994. Broschiert DM 15,- (Zu beziehen beim Arbeitskreis Kasten e. V., 72461 Albstadt-Onstmettingen)

Die schon 1875/76 durch eine Aktiengesellschaft erschlossene Linkenboldshöhle wurde verhältnismäßig wenig beachtet. Wie die Furcht vor dem mit dem «Wilden Heer» in Verbindung gebrachten «Linkenbold» im 19. Jahrhundert schwand und sich ins Gegenteil verkehrte, wird an der begeisterten Aufnahme des romantischen Heimatspiels «Der Linkenbolder» deutlich, das 1929, 1937 und 1950 in 23 Aufführungen großen Zulauf erhielt. Ausführlich werden Höhlenentstehung, Tropfsteinbildung und Alter der Höhle behandelt. Beschränkt sich die Pflanzenwelt auf die Eingangsregion, so kann die Tierwelt neben den Fledermäusen, die in der Höhle ihren Winterschlaf halten, mit einer Reihe von Kleintieren aufwarten, darunter als Erstfund auf der Alb ein Doppelschwanz, ein acht Millimeter langes Insekt, das als Tertiärrelikt gedeutet wird.

Hans Binder

CLAUDIA ALBERT (Hrsg.): **Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus. Schiller. Kleist. Hölderlin.** J. B. Metzler Verlag Stuttgart 1994. 272 Seiten. Kartonierte DM 78,-

Die Vereinnahmung deutscher Klassiker im und für den Nationalsozialismus sowie die oft eifertige Hilfestellung vieler Germanisten bei diesem Gleichschaltungsprozeß wurden lange Zeit totgeschwiegen oder verschämt ummäntelt. Später mußten sie als Argument herhalten, um die gesamte Germanistik in Bausch und Bogen zu verurteilen. In der Tat scheinen neue Ansätze der Klassikrezeption

tion seit den 20er Jahren, denen Max Kommerell in seinem «Meisterwerk» über den Dichter als «Führer in der deutschen Klassik» Gehör verschaffte, dem nationalsozialistischen Führermythos in bestimmten Kreisen geradezu den Weg geebnet zu haben. Die Indienstnahme der Klassiker zur Lebensdeutung ermöglichte fraglos Nähe zum Faschismus, sie ging aber nicht in ihm auf. Denn das – solchermaßen interpretierte – Werk und die Biographie des promovierten Germanisten und einstigen George-Vertrauten lassen sich nicht zur Deckung bringen. Kommerell, der jahrelang auf eine Professur wartete, blieb jeglicher politischen Funktionalisierung abhold. Auch andere Brüche und partielle Rückzüge, beispielsweise in der Hölderlin-Philologie, stimmen mit dem Bild der total gleichgeschalteten Germanistik nicht überein.

Nicht zuletzt solche Gegensätze waren es, die in den letzten Jahren zu einer differenzierteren Betrachtung der Germanistik zwischen 1933 und 1945 führten. Die schnellen Polarisierungen wurden aufgegeben, und man begann, *vielfältige Übergänge und Widersprüche zwischen der organisatorischen Struktur des Faches, den theoretischen Konzepten und ihrer praktischen Umsetzung in Schule und Kulturleben genauer in den Blick zu nehmen*. Damit ist also auch die Germanistik an dem Punkt angelangt, wo sie pauschale moralische Urteile zugunsten einer historischen Betrachtungsweise verlassen muß. Einen wichtigen Beitrag zu dieser dringend notwendigen Historisierung leistet Claudia Alberts Sammelband über *Deutsche Klassiker im Nationalsozialismus*.

Die drei Klassiker-Jubiläen, die in die NS-Zeit fielen, bieten der Herausgeberin ein ideales Untersuchungsfeld. Zusammen mit ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen – allesamt Studierende der Freien Universität Berlin – untersucht sie die Deutungsmuster von Literatur während des Schiller-Jubiläums 1934, im Kleist-Gedenkjahr 1936 und schließlich – während des Krieges – im Hölderlinjahr 1943. Dabei zeigen sich alle Aufsätze dem wissenschaftsgeschichtlichen Modell Jürgen Fohrmanns verpflichtet, das zwischen der Betrachtung von Institutionen, Theoriegeschichte und Verwendungskontext unterscheidet. Daß diese Kategorien helfen, Ebenen auseinanderzuhalten und Strukturen zu erkennen, daß somit das Verhältnis zwischen literaturwissenschaftlicher Deutungsarbeit und nationalsozialistischer Selbstdefinition im Einzelfall exakt beschrieben werden kann, führen die acht Beiträge beispielhaft vor.

Bereits in den Auseinandersetzungen um einen «volksnahen» Schiller, wie sie zwischen dem jungen Philologen Gerhard Fricke und dem von expressionistischem Pathos getragenen und bejubelten Schillermonographen Herbert Cysarz entbrannten, deutet sich die Abkehr von exakter philologischer Arbeit zugunsten einer Dichtungsdeutung aus den Urgründen scheinbar unhinterfragbarer «Grundmächte» an. Rationalität verblaßte vor der um sich greifenden Schicksalsgläubigkeit. Der wissenschaftliche Methodenstreit, von den Germanisten der 30er und 40er Jahre mit großer, oft ins Persönliche gehenden Härte geführt, entpuppt sich letztlich als Kampf um die Definition des «deutschen Wesens». Natürlich versuchten die Natio-

nalsozialisten, sich das Schillersche Aufbruchspathos zu nutze zu machen und eine Entwicklungslinie von der deutschen Klassik zum Nationalsozialismus zu ziehen. Hütete sich die offizielle Dramaturgie beim 175. Geburtstag des Dichters 1934 in Weimar noch vor einer oberflächlichen Vereinnahmung, so formulierte der Propagandaminister am Abend des Festtages im *Völkischen Beobachter* den Anspruch des NS-Staates auf Schiller, diesen zum Vorläufer Hitlers stilisierend. Bis in die Spalten der gleichgeschalteten Tageszeitungen hinein bemühten sich daraufhin Germanistikprofessoren, Schiller für den *Dienst am Vaterland* zu gewinnen und ihr eigenes Tun als Wegdeutung zu legitimieren.

Zwei Jahre nach den Schillerfeiern bot die 125. Wiederkehr von Kleists Todestag in zahlreichen Gedenkfeiern erneut Gelegenheit zur offiziellen, völkischen Deutung eines deutschen Klassikers. Die genaue Interpretation der einzelnen Gedenkveranstaltungen sowie ihre Einordnung in die konkrete Situation des NS-Staats erhellt jedoch deutlich den Unterschied zwischen der Vereinnahmung Kleists während der nationalsozialistischen «Kampfzeit», in der Kleist zum Tatmenschen erhoben wurde, und seiner Stilisierung zum Propheten des «Dritten Reichs» im Olympiajahr 1936, auf dem Höhepunkt der nationalsozialistischen Konsolidierung. Unter den wiederum veränderten Bedingungen des Krieges wurde Kleist dann zur *Ikone einer heroischen und tragischen Weltanschauung*. Auffallend ist die Vorliebe vieler Universitätsgermanisten dieser Zeit für Kleist. Mit dieser oberflächlichen Aktualisierung von Literatur ging die Verachtung rationaler Erklärungen und die Verherrlichung der Intuition als literaturwissenschaftlichem Instrumentarium einher. Statt der ästhetischen Gestaltung rückte die behauptete «Existenzmächtigkeit» von Literatur ins Zentrum literaturwissenschaftlichen Tuns, wie an den verschiedenen Interpretationen von Michael Kohlhaas aufgezeigt wird. Anstelle historischer Einordnungen schaffte das Konzept einer existentiellen Literaturwissenschaft, wie es der Stuttgarter Ordinarius Hermann Pongs phrasenreich vertrat, Leerstellen, die zu Projektionsflächen für die Sehnsucht nach absoluten Werten, für die Verherrlichung von Volk und Staat, wurden.

Geradezu idealtypisch läßt sich dies an der Hölderlinrezeption festmachen, in der sich auch schon vor 1933 ein philologischer und ein pathetisch deutender Diskurs, wie er im George-Kreis gepflegt wurde, überlagerten. Stellten sich der Exklusivitätsanspruch des George-Kreises und die komplexen Hölderlintexte selbst einer Popularisierung des Dichters in den Anfängen des Nationalsozialismus entgegen, so bot die im George-Kreis gepflegte *Sakralisierung der Dichtergestalt und die Mythisierung des Dichterwortes* den entscheidenden Anknüpfungspunkt für eine parteiamtlich verordnete, völkische Hölderlinrezeption im Krieg. Bei dieser Nationalisierung und Militarisierung Hölderlins wurde freilich übersehen, daß Hölderlin das Deutsche und das Vaterländische nie auf einen (damals doch gar nicht existierenden) deutschen Staat bezog. Aber solche philologische Genauigkeit war gar nicht gefragt bei einer Betrachtungsweise, die vom Interpretieren

nur noch die Paraphrase und beim Zuhörer ergriffenes Schweigen verlangte. Da genügten dann pathetisch nachempfundene, enthistorisierte Zitatbruchstücke. Für die beanspruchte *Sinnstiftung aus dem direkt zitierten Dichtertext* erhielt der Soldatentod des Hölderlinforschers Norbert von Hellingrath 1916 vor Verdun Beweiskraft. Er wurde zum Vorbild für die Identifikation von Literatur und Soldatentod, wie es viele Soldaten-Biographien von Langemark im Ersten Weltkrieg bis zum 20. Juli 1944 prägten.

Überraschenderweise entwickelte sich aber, relativ unberührt von diesen popularisierenden Interpretationsansätzen von Gedenkartikeln und Bekenntnisschriften, allmählich eine Hölderlin-Philologie, die in der Herausgabe der Historisch-Kritischen Gesamtausgabe von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Paul Böckmann gipfelte. Obwohl zu Hölderlins 100. Todestag mit parteiamtlicher und NS-staatlicher Hilfe aus der Taufe gehoben, entwickelte sich diese *Stuttgarter Ausgabe* zum Ansatzpunkt für eine nüchterne, der Tagespolitik enthobene Literaturbetrachtung. Sie führte damit wesentlich zu einer Versachlichung der Hölderlinrezeption. Dennoch trug die von Friedrich Beißner 1943 zusammengestellte Feldauswahl zusammen mit ungezählten Gedenkartikeln, Dichterlesungen und Theateraufführungen zur Derealisation des «totalen Krieges» bei. Sie schufen Fluchträume vor der Realität des Krieges und überhöhten die allgegenwärtige Verlustererfahrung an der inneren wie äußeren Front. Damit wird die Distanzierung einflußreicher Geisteswissenschaftler in den letzten Jahren des Nationalsozialismus von politischen Ansprüchen des Regimes zwar zum Ausgangspunkt eines Ethos der Textimmanenz, das bis in die 60er Jahre in der Literaturwissenschaft Geltung hatte, eine immunisierende Breitenwirkung entfaltete sie jedoch nicht.

Benigna Schönhagen

BARBARA HOPMANN, MARK SPOERER, BIRGIT WEITZ und BEATE BRÜNINGHAUS: **Zwangsarbeit bei Daimler-Benz.** (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 78). Franz Steiner Verlag Stuttgart 1994. 558 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Gebunden DM 89,-

Wie kann ein Konzern, der im Dritten Reich u. a. durch den Einsatz einer großen Zahl von mit Gewalt verschleppten Ausländern zum Weltkonzern geworden ist, die Greuel und Verbrechen an diesen Menschen wiedergutmachen? Wenngleich von Wiedergutmachung in keinem Falle gesprochen werden kann, so stellt sich die Konzernführung von Daimler-Benz dem genannten Problem seit einigen Jahren. Die vorliegende Veröffentlichung geht zurück auf das Firmenjubiläum 1986, letztlich auch auf eine Publikation der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, *Das Daimler-Benz-Buch*. Gewichtige Teile dieses Buches aus dem Jahre 1987 hatten sich erstmals mit *Zwangs- und Häftlingsarbeit unter dem Dreizack* beschäftigt. Die Bemühungen des Konzerns um Wiedergutmachung – 1988 erfolgte eine größere Zahlung

– und wissenschaftliche Aufarbeitung sind ganz eindeutig auf diese kritisch formulierende Publikation zurückzuführen.

Der Fortschritt zur neuesten Veröffentlichung ist unverkennbar. Die ersten Recherchen der «Hamburger» wurden auf eine wesentlich breitere Basis gestellt. Immerhin 600 ehemalige Daimler-Zwangsarbeiter wurden ausfindig gemacht, und mit knapp der Hälfte wurden Interviews geführt. Natürlich lassen sich auf dieser Materialbasis recht genaue Aussagen machen über die in der Tat komplexe Materie: Vom KZ-Häftling bis zum «freiwillig» angeworbenen «Westarbeiter» reicht das Spektrum der Zwangsarbeiter, für die die NS-Behörden ein fein abgestuftes System rassistischer und justiziabler Kriterien geschaffen hatten. Untersucht werden «Anwerbung», Wegdegang, Arbeitsverhältnisse, Unterbringung, Spätfolgen der Zwangsarbeit usw. Ein Überblick über die zahllosen Produktionsstätten des Konzerns, die im Verlaufe des Krieges ja immer weiter differenziert und ausgelagert wurden, kommt als Aufgabe hinzu. In einer großen Breite gelingt es den Autoren, ein Bild von der besonderen Stellung des Konzerns in der Rüstungsindustrie des Deutschen Reiches zu zeichnen, betreffend den «Einsatz» von ausländischen Arbeitskräften. Eingeschlossen ist die Werbung «freiwilliger» Arbeiter, die Zwangsverpflichtung von Angehörigen zahlreicher besetzter Staaten, der Einsatz von Kriegsgefangenen bis hin zum Einsatz von KZ-Häftlingen durch die SS. Die Darstellung betrifft ferner die heute noch arbeitenden Werke im deutschen Südwesten, aber auch die kriegsspezifischen Werke in Berlin-Genshagen und im Osten.

Natürlich wurden die zugänglichen Archive – seit 1989 auch diejenigen der neuen Bundesländer – einschließlich des Daimler-Benz-Archivs ausgewertet. Letztlich mußte jedoch immer wieder auf die Aussagen aus den Interviews zurückgegriffen werden. Vor dem Hintergrund der umfangreichen Aktenvernichtung war es kaum möglich, das Thema ausschließlich auf Basis von Archivrecherchen abzuhandeln. Wo «Personalpolitik» zudem mit einem Federstrich erfolgt, wo ganze Gruppen «zugewiesen» oder «übermittelt» wurden, bleibt an Personalakten kaum etwas übrig. Eine Ausnahme sind die Krankenversicherungsunterlagen der Ortskrankenkassen, die allerdings nur nach Angabe der Namen erschließbar sind.

Ganz sicher ist das Sujet daher eines der Themen, bei deren Bearbeitung die historische Forschung sich auf die oral-history-Methode als zusätzlicher Erhebungsmethode stützen muß. Daß nur sie die Darstellung der persönlichen Erlebnisse und die Verarbeitung der menschlichen Schicksale leisten kann, liegt an der geringen Anzahl der schriftlichen Berichte und Erinnerungen. Lücken der Recherche bleiben auf der genannten Materialgrundlage zwangsläufig; sie werden in der Studie deutlich gekennzeichnet. Deutlich hervorzuheben ist, daß eine Verzahnung schriftlicher und mündlicher Quellen oftmals nicht gelingt, obgleich dies bei einer solchen jahrelangen – und wohl millionenschweren – Arbeit als Ziel angestrebt wurde. Hier zeigt sich, daß der Gegenstand selbst eine genauere Darstellung wohl kaum jemals zulassen wird,